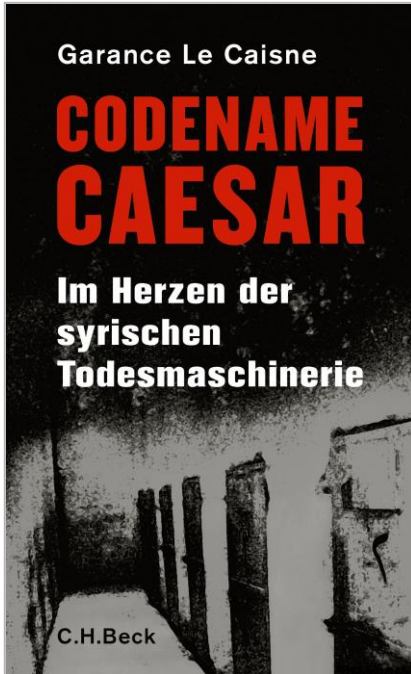


**Unverkäufliche Leseprobe**



**Garance Le Caisne**  
**Codename Caesar**

Im Herzen der syrischen Todesmaschinerie

249 Seiten mit 2 Karten. Klappenbroschur  
ISBN 978-3-406-69211-6

Weitere Informationen finden Sie hier:  
<http://www.chbeck.de/16128742>

## **Inhalt**

Vorstellung der Syrer, die in diesem Buch  
als Zeugen auftreten 15

Prolog 19

- 1** Aufdecken. Bezeugen. Anklagen 27
- 2** Beruf Leichenfotograf 35
- 3** Aus Routine wird Grauen 47
- 4** Die Archive des Todes 55
- 5** Gemeinschaften und Religionen 83
- 6** Zwischen den Fronten 111
- 7** Bei den Familien der Verschwundenen sein 131
- 8** Lebend hinauskommen, eine Pflicht 145
- 9** Diplomatie der kleinen Schritte, ergebnislos 185
- 10** Bericht in Washington 209

Anmerkungen 237

Anhänge 1–6 239

Dank 245

Ausgewählte Literatur 247

«Unzählige Male in der Geschichte ertönten  
solche Schreie,  
Lange sind sie ungehört verhallt  
Und haben erst viel später ein Echo gefunden.»

Gustawa Jarecka,  
polnische Jüdin aus dem Warschauer Ghetto,  
Mitglied der Gruppe Oyneg Shabbes,  
Dezember 1942

## 2

### **Beruf Leichenfotograf**

**Caesar** «Ich bin Caesar. Ich habe für das syrische Regime gearbeitet. Ich war Fotograf bei der Militärpolizei in Damaskus. Ich werde über meine Arbeit vor der Revolution und in den beiden ersten Revolutionsjahren berichten. Aber ich werde nicht alle Details preisgeben können, weil ich fürchte, das Regime könnte mich anhand der Informationen identifizieren. Ich bin nach Europa geflüchtet. Ich habe Angst, dass mich das Regime entdeckt und auslöscht oder meiner Familie etwas antut.

Vor der Revolution bestand meine Aufgabe darin, Tat- und Unfallorte zu fotografieren, wenn Soldaten an den Ereignissen beteiligt waren. Das konnten Selbstmorde, Todesfälle durch Ertrinken, Wohnungsbrände sein. Mit den anderen Fotografen meiner Abteilung musste ich Aufnahmen vom Ort des Geschehens und von den Opfern machen. Der Richter oder der Ermittlungsbeamte sagte uns: «Machen Sie von dieser Person ein Foto. Nehmen Sie das mal auf.» Unsere Arbeit hing von ihrer ab. War zum Beispiel in einem Büro ein Verbrechen begangen worden, machte man eine Aufnahme von dem Ort, an dem die Leiche lag. Anschließend fotografierte man sie in der Leichenhalle, um zu dokumentieren, wo das Ge-

schoss eingetreten und wo es ausgetreten war. Es konnte auch vorkommen, dass man Beweismaterial fotografieren musste, eine Pistole etwa oder ein Messer. Bei Autounfällen machte man Aufnahmen vom Unfallort, vom Auto. Anschließend fuhr man zurück ins Büro, wo ein Bericht aufgesetzt wurde mit unseren Fotos. Der Bericht ging dann an die Militärjustiz, damit ein Ermittlungsverfahren eingeleitet werden konnte.

Unter Soldaten und Wehrdienstleistenden war unsere Abteilung damals recht beliebt. Viele wollten bei uns dienen, da es nicht allzu viel zu tun gab. Alle zwei, drei Tage hatte man einen Einsatz. Außerdem gab es keinen Uniformzwang, man konnte sich aussuchen, ob man seinen Dienst in Uniform oder in Zivil versah.

Von den Offizieren wollte allerdings keiner zu uns! Fotografieren und Archivare zu befehligen, ist nicht besonders prestigeträchtig. Und die Militärpolizei verfügt in Syrien über keine große Autorität. Kein Vergleich mit den Geheimdiensten. Außerdem gab es keinen Kontakt zu Zivilisten, also keine Aussicht auf Bestechungsgelder wie beim Zoll oder in den Ministerien. Einfluss auf die Sicherheitspolizei und die Armee hatte man auch keinen.

In der Hierarchie interessierte sich niemand für unsere Arbeit. Unsere Abteilung war eine unter vielen und spielte keine große Rolle. Die Militärpolizei hat Dutzende von Abteilungen, Diensten, Verbänden. Allein in Damaskus gibt es mindestens dreißig Abteilungen: Fotografen, Chauffeure, Mechaniker ... operative Dienste,

Sportabteilungen, Transportbrigaden, die den Transport von Gefangenen zwischen den einzelnen Abteilungen des Militärgeheimdienstes übernehmen. Aber die wichtigsten sind natürlich die Abteilungen, die für Ermittlungen und die Gefängnisverwaltung zuständig sind.

Eines Tages hat ein Kollege mir mitgeteilt, dass wir Leichen von Zivilisten aufnehmen sollten. Er kam gerade aus der Provinz Daraa<sup>2</sup>, wo er Leichen von Demonstranten fotografiert hatte – es waren die ersten Wochen der Revolution, im März oder April 2011. Er weinte, als er mir davon erzählte: ‹Die Soldaten haben die Leichname entehrt. ‚Hurensohn‘, haben sie geschrien und sie mit ihren Stiefeln getreten!›

Mein Kollege wollte nicht dorthin zurück, er hatte Angst. Als ich selber nach Daraa musste, sah ich, wovon er sprach. Die Offiziere sagten, das seien ‹Terroristen›. Keine Spur, es waren bloß Demonstranten. Die Leichen waren in der Leichenhalle des Militärkrankenhauses von Tischrin untergebracht, unweit des Hauptquartiers der Militärpolizei.

Zu Beginn trug jede Leiche einen Namen. Nach einer Weile, es müssen ein paar Wochen oder Monate gewesen sein, hatten sie keine Namen mehr. Bloß Nummern. In der Leichenhalle des Krankenhauses von Tischrin zog ein Soldat sie aus den Kühlschränken und legte sie auf den Boden, damit sie fotografiert werden konnten, bevor sie zurück in die Kühlschränke kamen.

Wann immer wir zu einem Fototermin gerufen wurden,

war schon ein Rechtsmediziner da. Die Rechtsmediziner mussten wie wir keine Uniformen tragen, hatten aber einen militärischen Rang. In den ersten Monaten waren es einfache Offiziere. Später wurden sie durch höhere Dienstgrade ersetzt.

Wenn die Leichen im Krankenhaus eintrafen, trugen sie zwei Nummern. Diese waren auf Klebeband oder mit Filzstift auf die Haut, auf die Stirn oder den Oberkörper, geschrieben – das Klebeband war von schlechter Qualität, es fiel häufig ab. Die erste Nummer war die des Gefangenen selbst, die zweite die der Geheimdienstabteilung, in der er inhaftiert gewesen war. Der Rechtsmediziner, der morgens früher eintraf, wies der Leiche eine dritte zu, für seinen ärztlichen Bericht. Diese letzte Nummer war für unser Archiv die wichtigste. Die beiden anderen waren mitunter undeutlich geschrieben und unlesbar oder schlicht falsch, da es manchmal zu Irrtümern kam.

Der Rechtsmediziner schrieb die medizinische Nummer auf eine Pappe, die er oder ein Beamter der Sicherheitsdienste neben die Leiche legte oder während der Aufnahme in der Hand hielt. Das sind die Hände, die Sie auf den Fotos sehen, die ich außer Landes gebracht habe.

Die Rechtsmediziner waren unsere Vorgesetzten. Wir waren nicht befugt, zu sprechen oder gar Fragen zu stellen. Erteilte uns einer von ihnen einen Befehl, mussten wir gehorchen. Sie sagten: «Du fotografierst diese Leichen (zum Beispiel von Nummer 1 bis 30) und gehst wieder.» Um die Toten in den Akten rasch identifizieren zu können, mussten pro Leiche mehrere Aufnahmen gemacht werden, eine vom Gesicht, eine vom ganzen Kör-

per, eine von der Seite, eine vom Oberkörper, eine von den Schenkeln.

Die Leichen waren nach Abteilungen geordnet. Es gab zum Beispiel einen Platz für Abteilung 215 des Militärgeheimdienstes, einen anderen für die Abteilung des Luftwaffengeheimdienstes. Das vereinfachte die Aufnahmen und die spätere Ablage.

Nie zuvor hatte ich so etwas gesehen. Vor der Revolution folterten die Mitglieder des Regimes, um an Informationen zu kommen. Heute foltern sie, um zu töten. Ich habe Kerzenspuren gesehen. Einmal war der Abdruck einer Heizplatte zu erkennen, wie man sie benutzt, um Tee zu erhitzen. Man hatte einem Gefangenen Gesicht und Haare damit verbrannt. Manche hatten tiefe Schnitte, herausgerissene Augen, eingeschlagene Zähne, Spuren von Schlägen mit Starterkabeln. Es gab Wunden, die voller Eiter waren, als hätten sie sich infiziert, weil man sie lange nicht versorgt hatte. Manchmal waren die Leichen mit Blut bedeckt, das noch kaum geronnen war. Sie waren offenbar gerade erst gestorben.

Ich musste Pausen machen, um nicht in Tränen auszubrechen. Ich ging mir das Gesicht waschen. Zu Hause ging es mir auch nicht gut. Ich hatte mich verändert. Obwohl ich eigentlich ein eher ruhiges Temperament habe, regte ich mich plötzlich schnell auf, über meine Eltern, meine Brüder, meine Schwestern. Tatsächlich lebte ich in Angst und Schrecken. Was ich tagsüber gesehen hatte, ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ich sah meine Brüder und Schwestern und stellte mir vor, sie würden zu einer dieser Leichen. Das machte mich krank.



Ich konnte das alles nicht mehr ertragen. Also habe ich beschlossen, mit Sami zu sprechen, einem Freund. Wir wohnten in der gleichen Gegend.»

### **Sich dem Freund anvertrauen**

**Sami** Eines Abends im Frühjahr 2011 geht Caesar zu Sami. Er ist nervös. Hinter der Wohnzimmertür flüstert er ihm zu:

«Ich muss dir etwas erzählen. Bei der Arbeit geschehen merkwürdige Dinge.»

«Was denn?»

«Ich habe Leichen mit Folterspuren gesehen. Sie sind keines natürlichen Todes gestorben. Und es werden täglich mehr.» Caesar bricht in Tränen aus: «Was soll ich tun?»

Die Familien von Sami und Caesar kennen sich seit mehr als zwanzig Jahren. Die beiden Männer sind schon lange befreundet und sehen sich regelmäßig. Aber im Syrien von Vater und Sohn Assad gibt es Dinge, über die man nicht spricht, die selbst hinter vorgehaltener Hand niemand zu kritisieren wagt, auch im Familien- oder Freundeskreis nicht. Der Präsidentenkult zum Beispiel, die unterdrückte Opposition, die völlige Unfreiheit, die Geheimdienste, von denen die kleinsten Handlungen und Gesten der Bürger flächendeckend überwacht werden. Das Regime hält sich allein durch Terror an der Macht, durch Unterdrückung.

Sami ist Bauingenieur in Damaskus. Er weiß, dass Caesar in einer Abteilung der Militärpolizei damit beauftragt worden ist, Fotos von Unfällen und toten Soldaten zu machen. Es hat ihn nie sonderlich interessiert. Bis zu Caesars erschütternden Offenbarungen.

Nach Tunesien, Ägypten und Libyen rufen in diesem Jahr 2011 auch die Syrer nach ihrem arabischen Frühling. Im Februar begehren die beiden ersten Demonstrationen gegen das Regime in Damaskus auf. Auf Facebook kursiert ein Aufruf zu einer Demonstration am 15. März in Damaskus und drei Tage später, am Freitag, den 18. März, in Daraa. Dort, im ländlichen, von Stammesstrukturen geprägten Süden, auf den die Hauptstadt verächtlich herabblickt, versammeln sich Tausende von Männern und Frauen vor der al-Umari-Moschee. Schulkinder haben ein paar Tage zuvor auf die Mauern einer Schule zu schreiben gewagt: «Das Volk will den Sturz des Regimes.» Sie wurden verhaftet und gefoltert. Ihre Eltern sollten sie nicht mehr wiedererkennen, sie waren entstellt mit der ganzen Verachtung der Sicherheitsdienste für ein Volk, das sie für unterwürfig und ahnungslos hielten, gebrochen von 45 Jahren Willkürherrschaft.

Aber etwas ist geschehen. Mit einer Kraft, die sie nicht mehr zu besitzen glaubten, marschieren die Syrer friedlich gegen die Verhaftungen und fordern Reformen. Obwohl eine Hochburg der Baath, der einzigen syrischen Regierungspartei, will Daraa es nicht länger hinnehmen, von Damaskus marginalisiert und von einer Oligarchie beherrscht zu werden, die sich den bescheidenen wirtschaftlichen Reichtum der Region unter den Nagel reißt.

Die Proteste vom 18. März werden niedergeschlagen, drei Jugendliche werden getötet.

Sofort kommt es überall in der Region und im ganzen Land zu friedlichen Aufmärschen. In den Sprechgesang der Demonstranten hinein eröffnen die Soldaten schonungslos das Feuer. Die meisten Demonstranten fliehen, andere marschieren weiter. In den folgenden Tagen folgt vor den Moscheen eine Beisetzung auf die andere. In Tücher gehüllt, manchmal mit Blumen bedeckt, werden die niedergeschossenen Märtyrer zu Grabe getragen, inmitten einer stetig wachsenden Zahl von Regimegegnern, die ihr «Wahid, wahid!» skandieren: «Ein Volk, wir sind ein Volk!»

Die Syrer wagen es, auf offener Straße das Wort zu ergreifen, sie trotzen der Angst. Viele werden sterben. Zu Tausenden stellen die Regimegegner Filme von den friedlichen Versammlungen ins Netz. YouTube und Facebook-Accounts werden von Videos geflutet, in denen man Opfer sieht, die auf den Straßen mit dem Tod kämpfen, Väter, die beim Anblick ihrer blutüberströmten Söhne in Tränen ausbrechen, klagende Mütter. Weiße Leichentücher, die in die Erde gelassen werden.

Die Filme müssen auch für die aufgenommen werden, die am anderen Ende des Landes wohnen. Um die Zensur zu durchbrechen. Und den Todesopfern der Unterdrückung die Ehre zu erweisen.

Schon einmal, dreißig Jahre zuvor, haben in der Stadt Hama zwischen 15 000 und 25 000 Bewohner den Tod ge-

funden, sind an die Wand gestellt, von Panzern überrollt, aus dem Fenster geworfen oder bei ihrer Ankunft im Krankenhaus abgeschlachtet worden. Ohne Zeugen niedergeschossen. Zerstörte Leben, viele ohne Grab, ohne letzte Ehre, ohne Andacht. Ausgelöscht. In jenem Februar 1982 wollten die Machthaber in Hama, einer Stadt im Zentrum des Landes, einen Aufstand der Muslimbrüder niederschlagen. Damals kamen die Elitetruppen von Rifaat al-Assad, dem Bruder des damaligen Herrschers Hafiz al-Assad, zum Einsatz. Die kollektiven Strafmaßnahmen zogen sich über mehrere Wochen hin und legten ein Drittel der Stadt in Schutt und Asche. Ohne Fotos, ohne Filme. Verstummt Zeugen, paralysierte Familien. Aber der Granatendonner verbreitete im ganzen Land Angst und Schrecken.

Im Labyrinth der Altstadt von Hama oder im Schatten der neuen Hotels, die man auf Sammelgräbern errichtet hat, weigern die Bewohner sich lange, beim Namen zu nennen, was damals geschah. Eine schweigende, aber unauslöschliche Erinnerung. Wie an jenem Abend im Oktober 2014 in Brüssel, wo nach einer Konferenz über Aleppo eine in Hama geborene Syrerin berichtet, wie sie als kleines Mädchen, das während der Massaker nicht in der Stadt war, einen Monat später in eine Gespensterstadt zurückkam und entdecken musste, dass ein Teil ihrer Familie ausgelöscht worden war. In all den Jahren hatte sie nie darüber sprechen können, aber beim Anblick der Fotos von den Straßen und Moscheen Hamas vor der Zerstörung kehrte die Erinnerung an das Leid ihrer Kindheit zurück.

## Eine Jugend in Angst, ein Leben in Schrecken

Während des Dramas von Hama geht Sami noch zur Schule. «Die Terroristen werden in die Schule kommen und uns umbringen», behaupten die Erwachsenen und meinen dabei die Muslimbrüder. Abends organisieren die Lehrer Wachen, um die Bewohner des Viertels zu schützen. Sami sieht seine Mitschüler verschwinden, einen nach dem anderen. Warum? Wie? Am besten, man fragt gar nicht erst. Von den Geheimdiensten verhaftet, kehren manche zurück. Andere nicht, wie jener Freund, ein guter und fleißiger Schüler: Noch heute, 33 Jahre später, wartet Sami auf ein Lebenszeichen.

Eines Morgens, nach einem Lobgesang auf Präsident Hafiz al-Assad, tritt der Direktor auf den Hof, flankiert von den Schergen der Politischen Sicherheit. Sami und seine Klassenkameraden, die vor dem Klassenzimmer in Reih und Glied auf den Beginn des Islamunterrichts warten, sind starr vor Schreck. Ihr Lehrer ist ein altehrwürdiger Herr, die Schüler mögen und respektieren ihn. Die Geheimdienstmitarbeiter beleidigen ihn, sie drohen damit, seine Frau zu vergewaltigen. «Du wirst schon sehen, was es bringt, seinen Vorgesetzten nicht zu gehorchen», höhnen sie. Und führen ihn ab.

«Seine Verhaftung war ein schmerzhafter, aber mehr noch ein erschreckender Augenblick», erinnert sich Sami. «Er hätte mein Vater sein können. Mit einem Mal wurde mir klar, dass wir nicht in einem Land, sondern in einem riesigen Gefängnis lebten. Ich fühlte mich nicht mehr sicher, konnte mich nicht mehr auf den Unterricht konzen-

trieren. Ich habe mit meiner Mutter darüber gesprochen. Um mich zu schützen, hat sie mich gebeten, das Geschehene zu vergessen und nie wieder darüber zu sprechen.»

Selbst im engsten Bekanntenkreis muss man aufpassen, was man sagt. Wenn die Jungen abends Wache halten, spricht keiner den Vornamen Hafiz aus, ohne ihm den Präsidententitel hinzuzufügen. Sollte einer der Klassenkameraden ein Spitzel des Geheimdienstes oder der Baath-Partei sein, wäre es um jeden geschehen, der «mangelnden Respekt» gegenüber dem Führer beweist.

29 Jahre später, als er die ersten von Caesar kopierten Fotos sieht, holen die Ängste des Heranwachsenden Sami wieder ein. «Ich begriff, dass in den Gefängnissen die Leute in aller Stille den Tod fanden. Sie verschwanden in den schwarzen Löchern des Regimes.» Folter gab es schon vor der Revolution. Man kannte sie aus den Erzählungen derer, die aus dem Gefängnis kamen, manche nach zwanzig Jahren willkürlicher Gefangenschaft. Erzählungen, die das Regime wohlweislich zuließ, weil sie als Exempel dienten, durch die der Terror in die letzten Winkel, in jeden Haushalt, jeden Kopf eindrang.

Dagegen sind die Folter und der Tod, von denen Caesars Fotografien berichten, vom Regime inventarisiert und zu den Akten genommen worden. Der Staat selbst führt diesmal Buch über den Terror, den er verbreitet. Aufgenommen in den Kerkern der Militärkrankenhäuser, sind diese Bilder unumstößliche Beweise für die Barbarei der Machthaber. Anders als die emotionsgeladenen Amateurvideos, die von Freiheitskämpfern in den Straßen aufge-

nommen wurden, lassen diese amtlichen Dokumente uns das Blut in den Adern gefrieren.

Caesar will desertieren, seine Arbeit aufgeben. Als Sami davon hört, überzeugt er ihn, es nicht zu tun, da er allein diese Beweise aus dem Innern des Systems sammeln könne. Er verspricht, ihm beizustehen und ihn zu begleiten, was immer auch geschieht. Die beiden Männer, die so verschieden sind, werden fortan unzertrennlich sein. Sami, stolz auf seine Herkunft und Kultur, aber auch geprägt von vier Jahrzehnten Diktatur, ist häufig vorsichtig und misstrauisch. Mit seinen durchdringenden Augen und seinem festen Blick ist er nur schwer zu ergründen. Manchmal hellt ein Lächeln sein Gesicht auf und verrät eine Empfindsamkeit, die er zu verbergen sucht. Wohingegen Caesar, der so direkt ist, sich schlicht und unumwunden ausdrückt wie ein Kind. Seine Worte verbergen nichts, keine Metapher schmückt, was er sagt und so klar wie nur möglich sagen will. Zwei Jahre lang wird der junge Fotograf unter Einsatz seines Lebens Tausende von Gefangenenfotos kopieren, die man heute im Internet sehen kann und von denen manche in einem Raum des Holocaust-Museums in Washington hängen. Sami wird ihn unterstützen, Tag für Tag, zwei Jahre lang. Und das tut er noch heute, auch er irgendwo in Europa.

---

Mehr Informationen zu [diesem](#) und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: [www.chbeck.de](http://www.chbeck.de)